Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 45 (1951)
Heft: 1

Artikel: Die Gegenrevolution, ihr Glanz und ihre Füsse
Autor: Balscheit, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-139484

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Notwendigkeit, wobei auch hier wieder die Kosten nicht den betroffenen Gegenden selber allein überbürdet werden können. Gerade wenn wir wichtige moralische Volkskräfte bei der Bergbevölkerung gefunden haben, drängt sich aber noch etwas auf: eine planmäßige Arbeitsbeschaffung, eine Verlegung geeigneter Erwerbszweige in Gegenden, bei denen die ausreichende Arbeit entweder überhaupt fehlt, oder die auf das trügerische Phantom der Fremdenindustrie angewiesen sind.

Die Erhaltung der moralischen Kräfte im Volk zählt mehr als die Kosten. Auch die Sicherung von Menschenleben zählt mehr. Diese freilich wird man niemals ganz und unter allen Umständen herstellen können. In der Gewalt der Natur liegt auch die Elementarkraft des Todes beschlossen. Aber gerade darum sind uns ja Natur und Tod in den Weg gestellt, daß an ihnen die geistigen Kräfte der Menschen wachsen. Und gerade darum hat uns vielleicht auch der große Tod in jener Katastrophennacht eine Botschaft gesendet. Wollten wir doch auf sie hören! Und wollten wir doch, gerade wenn wir erkennen, wie sehr der Klassengeist dieser Zeit, wie sehr die Hysterie der Gegenwart, wie sehr das Gelddenken die moralischen Kräfte der Zähigkeit, der spontanen Hilfsbereitschaft und die Kraft des Glaubens an die Gnade Gottes zersetzen, über den in der Stille unseres Volkes noch vorhandenen Kräften wachen! Wenn wir unsere Dörfer mit ihren Lücken wiedersehen werden, wenn wir vielleicht auch manches bekannte Gesicht nicht mehr sehen werden, dann soll uns diese Trauer an die Größe der uns gestellten Aufgabe mahnen, denn moralische Kräfte wollen nicht mit Worten gepriesen, wollen nicht sentimental verherrlicht werden, sondern wollen in der Auseinandersetzung mit den Geistern der Zeit gehütet, gefördert, gelebt werden. Wollten wir uns dazu, zu großzügigen Taten, zum echten Behaupten der stillen Kräfte aufrufen lassen, dann könnte wohl auch dieses plötzliche Sterben, dieses große Leid in unsern Bergkantonen Früchte tragen.

Bruno Balscheit.

Die Gegenrevolution, ihr Glanz und ihre Füße

Fast so fern wie die Zeiten der Minnesänger und Ritterkämpfe sind uns heute jene Zeiten gerückt, da die Worte «Revolution» und «Freiheit» in den Seelen, den jungen zumal, ein Echo weckten, das wie ein Sturm durch die Bergwälder sang, die Zeiten, da das Wort «Rebell» etwa ein Ehrenname und ein Traum aller derer war, die wohl das Klirren ihrer Ketten hörten, sie selber aber nicht mehr zu sprengen vermochten. Meist ist uns das Entschwinden jener Zeiten noch nicht bis ins klare Bewußtsein gedrungen.

Seit 1918 etwa hat unsere Welt keine Revolution mehr erlebt. Sie hat zwar noch diesen Namen für Erscheinungen verwendet, die ihn nie-

mals verdienten, für die Theatercoups pervertierter Kleinbürger im schwarzen oder braunen Hemd und für die durch Polizeikaders ausgelösten osteuropäischen Machtübernahmen, die dann von den verschiedenen Seiten alle mit dem revolutionären Namen getarnt wurden. Aber echte Revolutionen, bei denen im einmaligen Geschehen ein Allgemeingültiges in Erscheinung trat, bei denen das namenlose Elend der namenlosen Unterdrückten sich seiner selbst und der in ihm liegenden ethischen Kraft bewußt ward, echte Revolutionen, bei denen immer eine Ernte eingebracht wird, die unter Sturm und Druck im namenlosen Dunkel gereift ist, hat es nun schon lange nicht mehr gegeben.

Der europäische Geist aber ist in besonderer Weise von der Wirklichkeit echter Revolutionen abhängig. Im 16., 18. und 19. Jahrhundert sind für diesen Geist die Revolutionen Geburtshelfer und Lehrmeister zugleich gewesen. Ihnen verdanken die europäischen Nationalstaaten, die liberalistische Wirtschaft, die Emanzipation der Wissenschaften und die politische Demokratie ihr Dasein. Diese legitimen Zeugen europäischen Geistes sind eigentlich alle Revolutionskinder. Wenn irgendwo auf der Welt, so muß darum für das, was man gemeinhin die europäische Geistigkeit nennt, das Versiegen des revolutionären Stromes von weittragender Bedeutung sein.

Den Gründen für dieses Versiegen nachzugehen, diesem ganzen Geflecht von technischen, politischen und geistesgeschichtlichen Gründen nachzuspüren, muß wohl späteren Zeiten, die den nötigen Abstand besitzen werden, vorbehalten bleiben. Wir als an diesem Prozeß mitbeteiligte Zeitgenossen können zunächst nur die Tatsache als solche feststellen.

Wenn der revolutionäre Strom versiegt, so liegt in dieser Tatsache noch eine weitere beschlossen. Wir bemerken dann, daß sofort ein anderer Strom da ist, breit und sicher, als wäre er seit Ewigkeiten dagewesen. Das ist das dickflüssige, trübe Wasser der Gegenrevolution. Und wir alle fahren auf diesem Strom, ob wir unsere Schifflein nun einfach mit der Strömung treiben lassen, oder ob wir verzweifelt gegen dieselbe ankämpfen. Immer aber ist es der Strom, auf dem wir uns bewegen.

Die Gegenrevolution unserer Zeit beschreitet einen besonderen Weg; sie tut nicht alles zugleich, sondern sie hält für ihr Tun einen besonderen Fahrplan inne. Weil die letzten Ausläufer des revolutionären Stromes im 20. Jahrhundert soziale Revolutionen gewesen sind, darum richtet sich die gegenwärtige Gegenrevolution zunächst gegen dieses Soziale. Die erste Richtung, die sie einschlägt, ist die antisoziale Richtung. Wir merken es, wenn im Verlauf der gegenwärtigen Entwicklung der Kampf um soziale Postulate, sei es im Arbeitsrecht, sei es in der Steuergesetzgebung, von Jahr zu Jahr härter wird. Um das Bild des Sozialstaates zu verdrängen, um von dieser, für den Besitz unbequemen Staatskonzeption zu der seinerzeit von Lassalle treffend charakterisierten Idee des Nachtwächterstaates zurücklenken zu können, sät die mächtige Gegenrevolution die Lüge in die Hirne, der Sozialstaat führe automatisch zum

Totalstaat. Die Gegenrevolution richtet sich anfänglich noch nicht gegen alle sozialen Gedanken, sie geht viel schlauer vor, sie rückt zunächst den Staat aus der Sphäre heraus, in der solche Gedanken Geltung haben dürften. Sie spielt auf dem Gebiete der Wirtschaft gegen den sozialen Gedanken den liberalen – diesen ebenfalls in einer Revolution geformten Gedanken – aus. Sie setzt – für kurze Zeit wenigstens – auf den verwaisten Thron Gottes den Geist des «freien Unternehmertums» und distanziert die Ziele der Wirtschaft von planmäßiger Vollbeschäftigung – und distanziert sich selber damit recht vornehm vom Elend der Arbeitslosigkeit, das sie nur dann vermeiden kann, wenn, gewollt oder ungewollt, Krieg oder Kriegsgefahr die Wirtschaft in die Höhe schnellen läßt.

Die gegenwärtige Liberalisierung Europas geschieht unter diesem dunklen Zeichen der antisozialen Gegenrevolution. Und bereits wittern die Feldprediger dieser Bewegung Morgenluft und bereiten, nachdem sie den Staat grundsätzlich aus der Sphäre des Sozialstaates hinausgewiesen haben, eine zweite Attacke vor. Bereits hat Professor Röpke, einer der Erfinder der gegenwärtigen neoliberalistischen wirtschaftlichen Gegenrevolution, dieser Attacke den Weg gewiesen, wenn er in einem Gutachten zur deutschen Wirtschaftspolitik auf die besondere Gefahr der Gewerkschaften hingewiesen hat, die ein Monopol darstellen und deren Einfluß die erstrebte freie Marktwirtschaft nur hindern kann. Es ist wohl fast unnötig, zu sagen, daß die gegenwärtige Adenauersche Regierung Deutschlands dieses Gutachten zu dem ihren gemacht hat. So werden bald die Gewerkschaften, die vielerorts so naiv und brav sich der gegenrevolutionären Stimmung angepaßt haben, den Dank der Stimmungsmacher erfahren.

Sicher aber wird die Gegenrevolution nicht bei der liberalistischen Position stehenbleiben. Die Tatsache, daß maßgebende Kräfte innerhalb der gegenrevolutionären Bewegung ihre geistige Heimat im grundsätzlich antiliberalen Katholizismus haben, bietet Gewähr dafür, daß eines Tages die Gegenrevolution auch den Liberalismus, wenn sie seiner nicht mehr bedarf, zum alten Eisen werfen wird, um ihr besseres Rüstzeug in mittelalterlichen Ständeideologien oder in andern Zeughäusern der Vergangenheit zu suchen.

Das Vordringen der Gegenrevolution sollte heute doch nicht nur für die verstandesmäßige Überlegung erkennbar sein. Auch wer sich über Richtungen und Motive der geistigen Entwicklung kaum oder gar nicht Rechenschaft gibt, muß diese Entwicklung am eigenen Leibe verspüren. Zur Gegenrevolution gehört eben auch die Teuerung, die den Lohnverdiener auch ohne sozialen Abbau um die Früchte seiner Arbeit bringt. Und wollten die Politiker nicht erkennen, daß heute die antisoziale Gegenrevolution der Strom ist, auf dem wir treiben, das Haus, in dem wir wohnen, die Luft, die wir atmen, dann werden wenigstens alle, denen die zunehmende Teuerung Sorge und Not bereitet, sich dieser Erkenntnis nicht verschließen können.

Die Gegenrevolution hat nicht nur den Namen mit der Revolution gemeinsam. Auch sie beugt das Recht nach ihren Zielen. Revolution und Gegenrevolution leben beide vom Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige; nur die Zwecke sind bei beiden verschieden. Die Gegenrevolution fördert die Klassenjustiz und verfolgt die Gesinnungsdelikte. Wohl nicht nur zeitbedingt, sondern schon grundsätzlich ist die Gegenrevolution auf diesem Gebiet mächtiger als die Revolution. Revolutionäre nämlich greifen und tasten oft blind in die Zukunft; Gegenrevolutionäre aber wissen, was sie wollen, verfügen immer irgendwo über Kräfte irgendeines «ancien régime» und sind sich zugleich ihrer Zwecke und ihrer Ziele bewußt.

Wie können wir Menschen der ungeheuren Kraft der Gegenrevolution gegenüber uns verhalten? Man kann – das ist der einfachste, bequemste, am meisten Erfolg verheißende, der breite Weg – diese gegenrevolutionäre Bewegung mit ganzem oder auch mit halbem Herzen bejahen. Das ist auch eine Haltung, die zumeist klingenden Lohn einbringt. Das aber ist wahrer Defaitismus, mit welchem Wort heute oft ein frevles Spiel getrieben wird.

Man kann auch einen andern Weg suchen, kann, die Tatsache übersehend, daß die Gegenrevolution ja gerade dem Versiegen echter revolutionärer Ströme ihr Dasein verdankt, in einem recht romantischen Revolutionarismus gegen die kalte Gewalt der Gegenrevolution anrennen. Auch das geschieht heute. Und die romantischen Ritter dieses Kampfes haben, wenn sie, jeder für sich oder in kleinen Grüpplein, ihre Lieblingsrosinanten reiten, deren Name meist auf «ismus» endet, dabei durchaus das Gefühl, daß in ihnen, in ihrer Rüstung und in ihrem Angriff gegen die Windmühlenflügel die versickerte Revolution allem Anschein zum Trotz weiterlebe. Weil jede Donquichotterie etwas Rührendes an sich hat, kann man auch den romantischen Revolutionskonserven abseitiger Ismen schwerlich das Mitgefühl versagen. Wie jede Donquichotterie aber im Grunde gerade darin besteht, daß sie die Proportionen verschiebt, die Peripherie für das Zentrum, einen einzelnen Sektor für das Ganze hält, und gerade darum die bekämpfte Zeitströmung eher fördert als hemmt, so bewirken auch in der Gegenwart die nur romantischen Attacken gegen das glänzende Ungeheuer der Gegenrevolution oft das Gegenteil des Erstrebten.

Weiß Gott, die von der Gegenrevolution zerstampfte Zeit hat Hunger nach echten, revolutionären Impulsen. Aber es ist besser, sie habe diesen Hunger und bleibe und werde sich dieser Tatsache bewußt, als daß sie in Selbsttäuschung verfalle, Steine für Brot und Donquichotterien für Geistesrevolutionen ansehe. Denn sehr leicht erhält die klirrende Macht der Gegenrevolution durch den Kampf der Scheinrevolutionäre einen Ernst, der ihr nicht gebührt. Und ebenso leicht erhält das echte revolutionäre Anliegen, mit dem die Romantik sich verwechselt, eine Lächerlichkeit, die ihm nicht gebührt.

Wem muß heute nicht die Bekämpfung der herrschenden Gegenrevolution auf der Seele brennen, die Bekämpfung jenes Ungeheuers, das West- wie Osteuropa verdirbt, das im Namen des europäischen Geistes zur Verteidigung der europäischen Freiheit im Westen etwa gerade die besten Früchte europäischen Geistes preisgibt und das im Osten die echte Revolution in eine Sicherstellung bestehender Kräftegruppierungen umlügt. Wieviel anfangs gutgemeinte Bekämpfung dieses Ungeheuers aber bewirkt doch das Gegenteil des Gewollten! Es gibt wohl ein einfaches Merkmal, die Donquichotterie von echten revolutionären Impulsen zu unterscheiden. Fehlt das rechte Maß, fehlt der Blick aufs Ganze, dann werden die Bekämpfer der Gegenrevolution selber leicht zu Dienern dieses Ungeheuers. Sie können dann wohl sich selbst und den Radikalismus ihres Wollens bewundern – und wirken, was sie nicht wollen.

Wenn dieses Ungeheuer stark und sicher, selbstzufrieden und glänzend sein Haupt erhebt, so muß es wohl zu seiner Vernichtung noch einen andern Weg geben. Im zweiten vorchristlichen Jahrhundert erlebte das Völklein Judas eine Herrschaftsform und eine Zivilisation, die in ihrer rückläufigen Bewegung sehr viel von einer Gegenrevolution an sich hatte. Die Herrschaft der griechisch-syrischen Könige mit ihrer brutalen Gewalt, die Unterstützung dieser Herrschaft durch skrupellose einheimische Opportunisten, die Auswirkungen dieser Verhältnisse im religiösen und politischen Leben standen vor den Menschen jener Zeit wie ein unüberwindliches, starkes und glänzendes Ungetüm. Sollten sie diesem Ungeheuer zu Füßen fallen, oder sollten sie in blindem Radikalismus sich vom Haß gegen dasselbe verzehren lassen? Der unbekannte Verfasser des Danielbuches wies einen andern Weg. Er ließ den Helden seines Buches, den jungen Daniel, Worte aussprechen, die das Wesen dieses Ungeheuers charakterisierten:

> «Du hattest ein Gesicht, o König, und schautest ein Standbild. Dieses Bild war überaus groß und sein Glanz außerordentlich; es stand vor dir, und sein Anblick war furchtbar. Das Haupt dieses Bildes war von gediegenem Golde, seine Brust und seine Arme von Silber, sein Bauch und seine Lenden von Erz, seine Schenkel von Eisen, seine Füße aber teils von Eisen, teils von Ton. Du schautest hin, bis ein Stein ohne Zutun von Menschenhand vom Berge losbrach, auf die eisernen und tönernen Füße des Bildes aufschlug und sie zermalmte. Da waren im Nu Eisen, Ton, Erz, Silber und Gold zermalmt und zerstoben, wie im Sommer die Spreu von den Tennen, und der Wind trug sie fort, so daß keine Spur mehr von ihnen zu finden war. Der Stein aber, der das Bild zerschlug, ward zu einem großen Berge und erfüllte die ganze Erde.» (Daniel 2, 31–35.)

Den Menschen jener Zeit, die bang wie wir fragten, wie sie in Wahrheit und mit Kraft dem Ungeheuer begegnen könnten, den Menschen, die wie wir ahnten, daß eine falsche Abwehr todbringend sei, verkündete ein Unbekannter, daß es von größter Wichtigkeit sei, mit welchen Augen das Ungeheuer angesehen wird.

Der Blick ist auch hier das Entscheidende. Wir müssen wohl alle

wieder lernen, die Wichtigkeit des Blickes zu erkennen. Es gibt ja schon in der privaten Sphäre des Lebens jene Möglichkeit, daß einem von Händen oder von Worten Schmerzen zugefügt werden, daß der Blick aber, der dahintersteht, die Schmerzen aufhebt oder heilt. Und es gibt auch das Umgekehrte, daß man wohltuende Hände und Taten erlebt, während der Blick, der dahintersteht, dieses Wohltun aufhebt oder Lügen straft. Sollte da nicht vor allem der Blick auf die Zeit, auf die Mächte und Ungeheuer der Zeit von entscheidender Bedeutung sein? Sollte es darum nicht vielmehr als auf die Worte der Menschen, ja manchmal auch mehr als auf ihre Taten, auf ihren Blick ankommen?

Daß Menschen, die sich auf dem breiten Wege dem Ungeheuer der Gegenrevolution anpassen, und andere Menschen, die auf den Pfaden Don Quichottes dem Ungeheuer in den Weg treten möchten, im Ergebnis ihrer Taten oft übereinstimmen, liegt wohl darin, daß wohl ihre Worte, Rüstungen und Taten verschieden sind, ihr Blick aber der gleiche. Denn beide sehen sie nur das Ungeheuer im Glanz seines Silbers und Goldes, in der Festigkeit seines Erzes und Eisens stehen.

Ganz anders ist der Blick, den der Visionär jener Erzählung hatte, ganz anders ist die Vision des Ungeheuers, die damit vor die vom Ungeheuer bedrohte Zeit gestellt wird. Ihr, die ihr geblendet seid vom Glanz und von der Macht des Ungetüms, schaut nicht auf den glänzenden Kopf, den strahlenden Leib, die starken Schenkel, seht doch auf die Füße, die hilflosen, schwachen Füße, das wacklige Fundament des Kolosses. Schaut auf diese Füße, und ihr werdet dann dem Ungeheuer ein wenig heiterer und gelöster, auch ein wenig tapferer und ein wenig hoffnungsvoller in seine hohlen Augen schauen. Der glänzende Koloß verträgt ja soviel. Er verträgt auch die Nadelstiche seiner grimmigen Kritiker, von denen diese selber zwar meinen, daß es Lanzenstiche seien. Er verträgt auch den grimmigen Haß, der am Gold seines Besitzes und am Eisen seiner Macht abprallt und wie ein flügellahmer Vogel zu Boden fällt. Nur eines verträgt das Ungeheuer nicht, weder das Ungetüm der syrisch-griechischen Herrschaft über Juda noch das Ungeheuer der Europa verwüstenden Gegenrevolution von heute: Es verträgt den lachenden Blick auf seine schwachen Füße nicht.

Und steht nicht auch heute der Koloß auf schwachen, wackligen Füßen? Sie zittern, wenn etwa – durch die koreanische Krise hervorgerufen – die durch die Gegenrevolution gleichgeschalteten Völker des Westens nach ihren eigensten Interessen zu fragen beginnen, wenn vor der blutigen Wirklichkeit die Schlagworte ihre Allgewalt verlieren. Die Füße des heutigen Kolosses zittern, wenn das Brot und das nackte Leben die Völker zur Besinnung nach ihrem eigensten Wesen treiben und der große Rausch, der Rausch gemischt aus Angst und Haß, vor der nüchternen Wirklichkeit des Brotes und des nackten Lebens zu verfliegen beginnt. Und auch der Koloß östlicher Gegenrevolution steht auf solch tönernen Füßen, und seine Füße zittern, wenn auch dort die natürlichen

Bedürfnisse der einzelnen Glieder des scheinbar so festgefügten Blockes den rein politischen Parolen widerstreben und die Fragen nach dem eigenen Weg unüberhörbar vor die Völker treten. Dann beginnt dieser wie jener Koloß in seiner zitternden Angst zu wüten. Der westliche Koloß schreit: Neutralismus, und der östliche: Titoismus. Und darum sind die Füße der Kolosse schwach, weil alles Gold und Silber, alles Erz und Eisen die Fragen nach dem eigenen Weg wohl eine Zeitlang zudecken, verschütten, niemals aber aus der Welt schaffen können. Und nun, ihr Ängstlichen und ihr Humorlos-Bitteren, schaut auf die Füße und lernet das Lachen.

Der Stein selber, der den Koloß zertrümmert, ist nach den Worten jenes Unbekannten von keines Menschen Hand geschleudert. Die letzte Überwindung solcher Ungeheuer übersteigt in jedem Falle menschliches Vermögen. Aber der Berg, von dem der Stein sich löst, steht da. Vielleicht ist der Stein schon im Fluge; er braucht wohl lange, um aus seiner Sphäre in die Sphäre der Menschen und der Ungeheuer zu kommen. Inmitten der Menschen und Völker, über denen der Koloß thront, soll und muß zunächst nur eines vorbereitet werden: die rechte Art, ihn anzuschauen. Wenn Augen da sind, die mit diesem gelösten Blick zu schauen vermögen, dann werden gewiß auch Augen da sein, die seinen Sturz schauen. Der freie Blick auf die tönernen Füße des Ungeheuers bedeutet, wenn er sich unter den Menschen ausbreitet, die Wende einer Zeit. Er könnte das Ende jenes unpersönlichen kalten Kollektivismus bedeuten, den die seherischen Gestalten am Anfang unseres Jahrhunderts, ein Nietzsche, ein Jakob Burckhardt, über die Zivilisation hereinbrechen sahen. Laßt uns vor allem wissen, daß der Koloß nicht Gott ist. Wo immer er als solcher angesehen wird, sei es von seinen kläglichen Gläubigen oder von seinen finsteren Hassern, da widerfährt ihm eine Würde, die ihm nicht gebührt. Da wird sein Leben verlängert.

Kann aber die Art, wie wir eine Erscheinung betrachten, am Lauf der Welt etwas ändern? Was heißt denn betrachten? Dies ist ja niemals nur eine Verstandesfunktion, es ist eine Haltung, es ist ein ganzes Stück Leben. Und als solches ist die Art der Betrachtung vom Glauben abhängig. Gott und sein Reich, das ist der Stein, an den zu glauben hier Menschen zugetraut wird. Dieser Glaube vermag die Heiterkeit vor dem Ungeheuer zu geben. Dieses rechte Lachen-Können ist die eine Seite des Glaubens. Die andere Seite ist das rechte Weinen-Können. Denn das Ungeheuer vermag trotz seinen lächerlichen Füßen Menschen zu vertilgen. Weil die Gegenrevolution die Welt zerstampft, werden täglich Menschen geopfert. So wie der Glaube uns im Hinblick auf das Ungeheuer selbst den getrosten fröhlichen Blick schenkt, so gibt er uns im Hinblick auf die vom Ungeheuer verwundeten und getöteten Menschen Ehrfurcht und Traurigkeit. Am rechten Orte heiter und am rechten Orte traurig sein können, das aber ist mehr als eine Betrachtung, ist eine Frucht des Glaubens, ist ein Stück von jener schweren Arbeit, welche die Welt

verändert. Wenn revolutionäre Ströme versiegt sind, vermag kein künstlicher Doktrinarismus sie ins Leben zu rufen. Der Glaube an den Gott aber, welcher auch das schier unüberwindliche Ungetüm nicht in Ewigkeit dauern läßt, dieser Glaube, der neue Fröhlichkeit und neue Traurigkeiten weckt, vermag ganz andere Ströme aufs neue fließen zu lassen. Revolutionen im alten Sinne werden es kaum sein. Für Europa jedenfalls scheint deren Zeit vorüber zu sein. In jedem Falle aber werden es geistige Ströme sein, und so sicher wie das Lebenselement des gegenrevolutionären Ungeheuers ein ungeistiges Element ist, so sicher ist das, was dieses Ungeheuer überwindet, eine geistige Kraft. Die Anpassung ist keine, die Furcht ist keine, der doktrinäre Haßt ist keine, die lieblose Kritik ist keine. Der Glaube aber, der die neuen Heiterkeiten und die neuen großen Traurigkeiten schenkt, ist eine, und zwar eine aus dem Geiste Gottes gewirkte und geschenkte geistige Kraft. *Bruno Balscheit.*

Die Begegnung

Ein Weihnachtsmärchen

Motto: «... let us beseech GOD to preserve us from the *arrogance of prosperity* and from *hazarding* the advantages we enjoy; for to merit His favors by *not abusing* them and finally to impart all His blessings to the whole family of mankind.»

Aufruf des Präsidenten George Washington, 1795.
Aus dem ersten Thanksgiving-Day.

I. Die Sättigung

Es war einmal ein Mann, der besaß viele Güter. Seine weiten Besitztümer waren fruchtbar und gesichert, da zwischen zwei schönen Seen gelegen. Unendlich viele fleißige Hände seiner Untergebenen brachten ständig reiche Bodenschätze heran, und die Leute folgten allem, was er sagte, aufs Wort, denn er gab ihnen, oder den meisten von ihnen, reichliches Essen und viele Bequemlichkeiten. Diese Vorteile bezahlten die Untergebenen gerne, ebenso die Vergnügungen, die ihnen gegen hohe Bezahlung und Abgabe ihres Lohnes geboten wurden, und auch dadurch wurde der Mann immer reicher und stolzer. Dabei war er von Natur gutherzig, aber er wollte, daß alle, die ärmer waren als er, genau so denken sollten wie er selbst.

So beherrschte Samuel (das war sein Name) infolge seines Reichtums und seiner großen Körperkraft und trotz seinen oft nur geringen Kenntnissen seine ganze Verwandtschaft. Dies war eine sehr große und weitverzweigte Familie, und deshalb bestand Samuel darauf, daß ein ständiger Familienrat auf seinem eigenen Grund und Boden zusammentrat